

Gerhard Ritter

6. 4. 1888 – 1. 7. 1967

Der Verlust, den die deutsche Geschichtswissenschaft am 1. 7. 1967 durch den Tod Gerhard Ritters erlitten hat, ist ein Ereignis, das weit über die Fachgrenzen hinausreicht. Ist es doch, als blicke man nun, da der unermüdliche 79jährige Meister von uns gegangen ist, nicht nur auf seine gewaltige Lebensleistung zurück, sondern auf die deutsche Geschichte dieser Jahrzehnte selbst, der er zutiefst angehörte. Bei aller kritischen Selbstzucht war sein kämpferisches, bekennnerisches Leben dazu angetan, ihn über die wissenschaftliche Kontemplation hinauszutragen in die Freude am Streitgespräch, in die Leidenschaft von Zustimmung und Absage, in die kämpferische Auseinandersetzung, die dem protestantisch verwurzelten Ethiker anstand; noch zuletzt hat er sich mit vollem Temperament in die von Fritz Fischer entfesselte Diskussion um Deutschlands Kriegsziele in der ersten Katastrophe unseres Jahrhunderts gestürzt. Sein Geburtsjahr 1888 liegt noch in der Bismarckischen Ära, und die gebändigte Staatsräson des Reichsgründers durchzieht als gestaltende Kraft das Schaffen des Historikers bis zum Ausklang in dem dreibändigen Werk über Staatskunst und Kriegshandwerk. Er blieb über alle Umbrüche hinweg in einem manchmal altertümlich anmutenden Sinn national, ja preußisch geprägt. Das nationalpolitische Geschehen lag für ihn zugleich auf der Waage der Gesinnung: in dem Zwiespalt zwischen Machtinteressen und vor Gott bestehender Verantwortung sah er die Geschichte seiner eigenen Zeit, deren Verdüsterung mit der Wilhelminischen Ära und dem Kriegsausbruch einsetzte, immer tiefer verfangen. Die Fragestellungen seiner Wissenschaft wurden ihm zu Selbstprüfungen. In den seit 1919 wankenden Grund versuchte er die Pfähle der großen Ordnungsgewalten Religion und Staatsautorität, auf denen die bürgerliche Freiheit ruhe, einzurammen: 1925 schrieb der hessische Pfarrersohn seinen „Luther“,

1931 seine Steinbiographie, 1930 zeichnete er das „historische Profil“ Friedrichs des Großen. Die Dissertation von 1911 hatte Bismarck und den preußischen Konservativen in der Krise von 1866 gegolten. Was ihm an echter Tradition in der deutschen Geschichte noch lebendig erschien, auch im Bereich ihrer kulturellen Schöpfungen, wurde von ihm mit rastloser Arbeitskraft aufgeboten und methodisch ausgebreitet, und sein archivalischer Spürsinn vereinte sich mit seiner künstlerischen Darstellungsgabe. Das Biographische weitete sich zu ausgreifenden, farbig gestalteten Zeitgemälden, etwa über die Reformation und Gegenreformation in Europa. Die Frage nach der persönlichen Verantwortung des handelnden Menschen trieb zur Strukturermittlung von Macht und Ideologie: 1940 erschien im Gewand einer prinzipiellen Gegenüberstellung von Machiavelli und Thomas Morus sein wohl am weitesten verbreitetes, später mehrfach umgearbeitetes Buch „Machtstaat und Utopie“ mit dem bezeichnenden Untertitel „Vom Streit um die Dämonie der Macht“, 1948 legte er die erste Fassung von „Europa und die deutsche Frage“ vor. Er resigniert nicht, er bleibt der idealistischen Fragestellung nach der Sinnbedeutung der Geschichte treu. Und er streicht die öffentliche Verantwortung des Historikers unentwegt heraus. Seine jahrzehntelange Lehrtätigkeit führte ihn immer wieder zu Reflexionen über Situationen und Aufgaben der deutschen Universität und über „Geschichte als Bildungsmacht“. Schließlich konfrontierte er die eigenen Denkformen mit den aufkommenden Rezepten der Soziologie und innerhalb der eigenen Zunft mit den Untersuchungsmethoden, die sich an sozialen Verhältnissen und anonymen Kräften erprobten; er bevorzugte, bei aller Anerkennung des Reichtums der Sehweisen, die klassische, von Ranke ausgehende Tradition.

Gerhard Ritter hat die publizistische Wirkung, auch im Zeitungsartikel, in Festreden, in Gastvorträgen, im Rundfunk, auf der Bühne der Historikertage gesucht, war ihm doch die politische Historie eine unentbehrliche *magistra vitae*. Seit 1925 hatte er die neuhistorische Lehrkanzel in Freiburg inne; er widmete sich, an seine eigene Herkunft anknüpfend, mit besonderer Neigung der Herausgabe des Archivs für Reformationsgeschichte, in das er die Ökumene des Weltprotestantismus einführte. Seine internationale Resonanz verdankte er der hervorragenden Qualität seiner

Arbeiten und wohl nicht minder der Aktualität der deutschen Problematik, die er auch im eigenen Lebensgang verkörperte. Sein altpreußisches Ethos, seine Staatsbezogenheit, sein lutherischer Trotz, seine Anschauung von schicksalsmäßiger Tragik in der Geschichte, sein Begriff des Militarismus mußten bis zuletzt umstritten bleiben. Er stand zu seinen Wertetafeln, so zeitgebunden im einzelnen naturgemäß manche seiner Äußerungen auch sein mochten. Folgerichtig endete sein moralisches Autoritätsbewußtsein in der Auflehnung gegen den Triumph des Unrechts. Er wurde durch den Zusammenbruch 1945 aus Gestapohaft befreit; er krönte 1954 die Reihe seiner Biographien mit dem Buch über den Freund Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung.

Das große, auf tausenden von Seiten dargebotene, vielfach übersetzte oeuvre ist in den Umbrüchen unserer Zeit zu einem Bestandteil des deutschen Selbstbewußtseins und der deutschen Selbstprüfung geworden. Von wissenschaftlicher Unbestechlichkeit und zugleich von eigenwilliger Entscheidung und von persönlichen politischen Neigungen geprägt: eine bewundernswerte Lebensleistung, aus dem Vollen einer reichen Natur geschöpft, mit männlicher Entschlossenheit gemeistert und dankbar als Begnadung entgegengenommen. Denkwürdig bleibt in diesen Zusammenhängen seine Auseinandersetzung mit Ludwig Dehio, dem der Sinn der deutschen Geschichte verlorengegangen war. Durch Ritter ist eine geistige Traditionsmacht zur fortwirkenden fruchtbaren Auseinandersetzung gestellt worden, die in der von ihm selbst so bezeichneten „Qual der Gegenwart“ des Schweißes der Edlen wert bleibt.

Fritz Wagner